

Philipp Schmitz SJ

Neue Dynamik und Zweifel an sich selbst

Die katholische Kirche in den USA

Der Besuch des Papstes Johannes Paul II. wird in den USA noch heute als außerordentliche Begebenheit gefeiert: Es war, so heißt es in Rückblicken, das größte Medienereignis des Jahrhunderts. 50 Millionen Katholiken sind stolz auf ihr Werk der Selbstdarstellung. Gute Erinnerungen an die Tage des Oktober 1979 haben aber auch Amerikaner, die nicht der katholischen Kirche angehören. Einer der geistigen Führer der Welt, so empfinden sie es, hat sie in einer Zeit der Entmutigung seines Vertrauens versichert. Im Juli des gleichen Jahres hatte Präsident Carter in einer vielbeachteten Rede die schleichende Malaise unter seinen Landsleuten beklagt. Die politischen Morde der Vergangenheit, Vietnam, Watergate, die Unfähigkeit des Landes, mit Inflation und Energiekrise fertig zu werden, waren nach seiner Ansicht die Ursachen für die weitverbreitete Resignation. In der Rolle des Predigers, die ihm stets besser gelang als die des Politikers, hatte der Präsident dazu aufgerufen, den Geist der Einheit zu erneuern, das Vertrauen in die Zukunft und die Nation zu erwecken und sich selbst einen neuen Sinn der eigenen Aufgabe wiederzugeben. Es blieb zweifelhaft, ob Jimmy Carter der Mann sein werde, aus der Krise herauszuführen. Für eine Woche des Oktober konzentrierten sich nun die Erwartungen auf eine Autorität, die in einem zu drei Viertel nicht katholischen Land kaum geeignet schien, den Zweifelnden den Glauben an sich selbst zurückzugeben. Doch Johannes Paul II. spielte die Vaterrolle mit großer Sicherheit. Seine Komplimente, die mit begierigem Herzen geglaubt wurden, schienen nach den Zweifeln der vergangenen Zeit den moralischen Anspruch wieder glaubhaft zu machen, den die Nation niemals aufgegeben hatte.

Für das Verständnis der gegenwärtigen amerikanischen geistigen Szene liefert der Papstbesuch eine gute Folie. Sicher trifft der Besucher des Landes immer auch noch auf den alten, schon sprichwörtlich gewordenen amerikanischen Optimismus, doch merkt er ebenso an vielen Beispielen, daß dieser Optimismus von Ungewißheit und Resignation gezeichnet ist. Es ist zwar immer wieder eine überraschende, bisweilen ganz unerwartete neue Dynamik zu verspüren, aber die Legende vom tödlich selbstsicheren, naiven Amerikaner entspricht nicht mehr der Wirklichkeit. Der gutmütige, idealistisch denkende, hoffnungsfrohe Bürger dieses Landes leidet an Zweifeln, die seine eigene Person, sein Land und seine

Politik, vor allem aber die geistigen Grundlagen seines Traums (american dream) betreffen. Dynamik und Zweifel dominieren auch im kirchlichen Bereich.

Veränderte Kirche

Geht man 20 bis 30 Jahre zurück, trifft man auf eine katholische Kirche, die durch ein Wort charakterisiert werden kann: „Einwandererkirche“. Über den weiten Kontinent hin hat sie Zentren national gefärbter katholischer Kultur errichtet. Iren, Deutsche, Italiener, Polen – in bescheidenerem Maße Puertoricaner und Mexikaner – haben ihre Pfarrei als Mittelpunkt, wenn nicht sogar als Heimat akzeptiert. Die Kirche besitzt auf Grund eines privaten Schulsystems, das von der Grundschule bis zur Universität reicht, enormen Einfluß. Obwohl die Zahl in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen ist, zählt man auch noch im Jahr 1980 8100 katholische Grundschulen mit 2 293 000 Kindern, 1540 High Schools mit 846 000 Schülern, sowie mehr als 300 katholische Colleges und Universitäten unterschiedlicher Größe. Auch nach dem erstaunlichen Anwachsen privater protestantischer Schulen steht noch die Hälfte aller Privatschulen unter katholischer Leitung.

Die Kirche der fünfziger und des Anfangs der sechziger Jahre hat einen einzigartigen Höhepunkt erreicht. Sie profitiert von einer Geistigkeit, die Aufklärung nicht in einen Gegensatz zu Religion gestellt hat. Die europäische Auszehrung unter einem atheistischen Säkularismus ist ihr erspart geblieben. Bei der Organisation der Gewerkschaften hat die katholische Soziallehre ihren Beitrag einbringen können. Als Folge davon konnte sie seit dem Beginn des „New Deal“ Franklin D. Roosevelts bis in die Tage des legendären Führers der AFL-CIO, George Meany, einen beträchtlichen Einfluß auf die Arbeiterbewegung und die demokratische Partei ausüben. Im Gegensatz zur Alten Welt hat sie die Arbeiterschaft nicht verloren. Das kirchliche Amt hat seinen festen Platz in der Gesellschaft, ja man gewinnt den Eindruck, es habe sich auf eine unkritisch anmutende Harmonie mit dem Staat und seinen Zielen eingelassen. Die Zahl der Priester- und Ordensberufe wächst stetig. Nahezu 175 000 Angehörige weiblicher Orden tragen die Hauptlast einer umfangreichen Erziehungs- und Caritasarbeit.

Natürlich gibt es auf diesem Gipfel kirchlicher Entwicklung auch Stimmen, die erklären, die katholische Kirche sei mit Tabus, abergläubischen Praktiken und unfreien Moralauffassungen überladen. Dagegen hört man aber wiederum den bekannten lutherischen Theologen George Lindbeck replizieren, der Schrecken und die Schönheit des in diesen Vorwürfen angeprangerten Primitiven sei allemal noch der „moralisierenden Vernünftigkeit des Liberalismus und der mechanistischen Trivialität, Oberflächlichkeit und Sinnlichkeit des kommerzialisierten amerikanischen Säkularismus“ vorzuziehen.

Im Jahr 1980 hat sich die katholische Kirche verändert. Im gesamten religiösen Spektrum – in der Liturgie, der Leitung und der Partizipation, in der Reflexion auf Moral und Credo – zeigen sich neue Akzente. Traditionelle Formen der liturgischen Feier, bisher akzeptierte Frömmigkeitspraktiken, selbstverständliche Rollen zerbröckeln. Ein ohnehin schon beobachteter Einbruch der gesellschaftlichen Moral hat in- und außerhalb der Kirche zu einer Erosion der moralischen Werte des Eigentums, der Sexualität, des Lebens geführt. Die sich schnell an die gesellschaftlichen Verhältnisse anpassenden, aber dabei letzte Motivationen einbüßenden Orden wie auch der eher Widerstand leistende Weltklerus haben eine tiefgreifende Krise erlebt. Nicht nur die gewohnten Zahlen der Eintritte in Seminarien und Ordenshäuser sind zurückgegangen, sondern auch die bereits geformten Ränge haben sich gelichtet. Nach dem Verlust von Lehrkräften haben viele katholische Schulen einen ständigen, letztlich aber – das läßt sich mit einigem Abstand sagen – siegreichen Kampf ums Überleben geführt. Das Konzil hat ein stürmisches, zu lange aufgeschobenes „aggiornamento“ in die Wege geleitet. Mit Recht wird es als der Wendepunkt angesehen. Im einzelnen soll das später erläutert werden.

Ursache für die Veränderung aber ist auch die nach dem Zweiten Weltkrieg sichtbar gewordene, durch Vietnam und Watergate verstärkte Struktur- und Sinnkrise und eine weitverbreitete Kritik an den hergebrachten Institutionen. Die Katholiken in den USA verstehen sich nicht mehr als Einwanderer oder Söhne und Töchter von Einwanderern. Sie wohnen nicht mehr nur in den Städten. Viele von ihnen haben – als Zeichen ihres Aufstiegs – das College besucht. Trotz noch immer nicht ganz überwundener Benachteiligung haben sie Zugang zu führenden Berufen. Als Folge der sozialen Umschichtung hat das Zentrum des kirchlichen Lebens – die Innenstadtpfarrrei –, die immer mehr sein wollte als bloß Zentrum des liturgischen und sakramentalen Lebens, an Bedeutung verloren. Die sozialen Aufsteiger haben mit dem Umzug in die Vorstädte ihre Erwartungen der Kirche gegenüber verändert. Sie erwarten von ihren Priestern, bisher eindrucksvolle Bezugspersonen in einem umfassenden gesellschaftlichen Integrationsprozeß, geistliche Führung, liturgisches Verständnis, theologisch gehaltvollere Predigten. Für ihre Kinder, die zum Teil öffentliche Schulen besuchen müssen, fordern sie eine dort nicht mögliche religiöse Unterweisung. An sozialen und politischen Aufgaben der Pfarrrei besteht weniger Interesse.

Der amerikanische Katholik ist ein Stück amerikanischer geworden. Die Grundzüge der „civil religion“ werden nunmehr auch von ihm unterzeichnet. Er erlebt, was Thornton Wilder als die Eigenschaften des Amerikaners ganz allgemein bezeichnet hat. Er wird „Nomade, was sein Verhältnis zum Ort angeht, ungebunden, was seinen Bezug zur Zeit betrifft, einsam in der Gesellschaft, zu der er gehört, unwillig, sich der Geschichte und Gott einfachhin zu unterwerfen“. Der geistige Wandel bezieht sich auf seine politische Mentalität, sein Demokra-

tieverständnis, seine Auffassung von Arbeit und Weltauftrag. Vor allem aber verändert sich sein religiöses Bewußtsein. Auch er taucht in den „Strom der Innerlichkeit“, der das Land seit mehr als zweihundert Jahren durchzieht. Amerikanische Formen von Frömmigkeit in dieser internationalen, aus lateinischem Kulturerbe stammenden katholischen Kirche stellen es unter Beweis.

Gleichzeitig ist eine alte Rechnung beglichen. 1899 hatte Papst Leo XIII. mit der Enzyklika „*Testem benevolentiae*“ eine transatlantische Version liberaler Geistigkeit und Glaubensinterpretation unter dem Etikett „Amerikanismus“ als Irrtum verurteilt. Das war das erste Mal, daß amerikanische Katholiken in ihrer Orthodoxie in Frage gestellt wurden. Das Amerikanische schien in einem bleibenden Widerspruch zum Katholischen zu stehen. Erst das Zweite Vatikanische Konzil gab Anlaß zur Versöhnung, indem es das Dekret über die Religionsfreiheit, in dem sich zweifellos Elemente amerikanischer religiöser Erfahrung wiederfinden, zu einem Ferment der Gesamtkirche machte.

Bewertung der Veränderung

Der Rückblick nimmt neben dem ausgeprägteren Nationalcharakter eine Fülle von anderen Erscheinungen wahr, die im Unterschied zu diesem allerdings nicht nur positiv bewertet werden. Die einen freuen sich, dem Ideal einer Kirche näher zu sein, die den einzelnen und seine Entscheidung ernster nimmt. Nach der Infragestellung der Volkskirche setzen sie ihre Hoffnung auf Modelle der Kirche, in denen Pluralismus, Toleranz, Freiheit, Reform, Partizipation aller Gläubigen ein höherer Stellenwert zuerkannt wird. Einander abwechselnde theologische Schulen – Theologie der Säkularisierung, der Hoffnung, der Geschichte, der Befreiung – machen sich zum Anwalt einer Emanzipationsbewegung, deren Ziel es ist, bisher von der Kirche reservierte Zuständigkeitsbereiche der Kontrolle zu entziehen und in die Selbständigkeit zu entlassen. Bestimmte liberale Tendenzen – wegen ihrer Verbindung mit der gleichnamigen Zeitschrift manchmal „Commonweal-Katholizismus“ genannt – scheinen in Erfüllung zu gehen. Vorbildcharakter erhält die holländische Entwicklung.

Negativer wird die Veränderung von anderen Gruppen bewertet. Nach James Hitchcock (*Decline and Fall of Radical Catholicism*) und Gary Wills (*Bare Ruined Choirs*) verbirgt sich hinter ihr der Wunsch, das Konzil als eine Tarnkappe zu benutzen, um die Idee der Modernisierung durchzusetzen. Bei dem lautstark angepriesenen Wandel handle es sich um Gefährdung der eigenen Tradition, Verlust der Orientierung, Verschleuderung des Erbes, Abfall vom eigentlichen Wesen der Kirche. Die angebliche Öffnung offenbare nur Unsicherheit in bezug auf Erlösung und Glauben. Nach dem Abbau der gewohnten Formen und Institutionen fehlten die Mittel, Transzendenz und Zusicherung des

Heils zu vermitteln. Auf lange Sicht folge der doppelten – spirituellen und sozialen – Krise mit Sicherheit ein Verlust an gesellschaftlicher Relevanz (J. M. Cuddeh, *No offence: Civil Religion and Protestant Taste*).

Eine negative Bewertung liegt auch einer kämpferisch-autoritären Reaktion zugrunde. Zwar hat die in Westeuropa starke traditionalistische Bewegung Lefebvres in den USA wenig Anklang gefunden, doch an autoritären kirchlichen Vereinigungen – ebenso wie an autoritären Jugendsekten – fehlt es auch dort nicht. Das von Gommar A. De Pauw ins Leben gerufene „Catholic Traditionalist Movement“ hat sich von Anfang an nicht auf liturgisches Klagen – den Verlust der lateinischen Messe – beschränkt, sondern alle mit dem Konzil gebrachten Neuerungen bekämpft. Ein unerschöpfliches Reservoir für die autoritäre Bewegung sind konservative Zusammenschlüsse aller Art, wie die Blue Army, Legion of Mary, Family Rosary Movement, in manchen Fällen auch die charismatische Erneuerung. Eine besondere Möglichkeit, auf die Entwicklung der Kirche zu reagieren und dennoch nicht seine religiösen Bedürfnisse brachliegen zu lassen, bieten die fundamentalistischen, in ihrer religiösen und politischen Richtung den Traditionalisten verwandten sogenannten „elektronischen Kirchen“. Ihre Rundfunk- und Fernsehsendungen sind wegen der reichlichen Spendengelder häufig, und traditionelle Katholiken fühlen sich der neuen Form von Gemeinde ebenso zugehörig wie ihren lokalen Kirchen entfremdete Protestanten.

Auch der akademische Raum ist nicht frei von der liberal-traditionalistischen Kontroverse. 1976 wird in San Francisco z. B. auf Grund der Initiative eines jungen Jesuiten, Joe Fessio, ein Institut gegründet, das dieser selbst „ein vollständig integriertes ‚liberal-arts-program‘ in der jesuitischen Tradition“ nennt. Das Ignatius-Institut, wie es später genannt wird, behauptet seinen Platz in der öffentlichen Diskussion seit den ersten Tagen seines Bestehens. Einmal ist es ein erfolgreiches Symposium zum 10. Jahrestag der Enzyklika „*Humanae vitae*“ (1978) mit Hans Urs von Balthasar als prominentestem Redner. Ein anderes Mal sind es von gewöhnlichen theologischen Curricula abweichende Kurse und Vorlesungen, bei denen die Fragen nach katholischer Orthodoxie, hierarchischem Gehorsam, liturgischer Praxis gemäß den Vorschriften des Kirchenrechts besonders herausgestellt werden. Wieder ein anderes Mal ist es die lautstark publizierte Zurückweisung eines Lehrers der Theologie aus Gründen dogmatischer Unzuverlässigkeit, dann wiederum ist es die in der Presse erhobene Anklage, das Institut pflege unter seinen eigens ausgesuchten Elitestudenten Formen totalitären Zusammenlebens – das Gerede um das offensichtlich aus traditionalistischem Gedankengut stammende Ignatius-Institut hört nicht mehr auf. Für die in diesem Jahr 100 Jahre alt werdende „University of San Francisco“ ist der Streit um die in ihren Mauern beheimatete Einrichtung zur Quelle von Spannungen geworden. In seiner Weise ist das angeführte Beispiel aber typisch für die autoritäre Reaktion auf innerkirchliche Veränderungen.

Die Theologie der diese Reaktion tragenden Gruppen gründet sich auf die mit Nachdruck vorgebrachte Überzeugung, daß Gott über die Zweitursachen hinaus und neben ihnen in die Geschichte der Welt und in das persönliche Leben direkt eingreife. Das ist der Grund, warum in ihrem religiösen Vokabular Begriffe wie Wunder, Heilungen, unmittelbare Einwirkung Gottes gehäuft vorkommen. Ebenso kennzeichnend ist, daß dem Gegenpart des heilsgeschichtlichen Dramas, Satan und seinem Wirken, eine hohe Aufmerksamkeit geschenkt wird. Nicht der Mensch, seine Schuld und sein Heil interessieren, sondern Gott, die Beleidigung Gottes, das Wirken Gottes. Man fragt sich, warum der beeindruckende andere Akzent so häufig mit einer unverkennbaren Abwertung des Menschen endet.

Wie das einzelne Phänomen der Veränderung beurteilt wird, darin zeigt sich natürlich der jeweilige Standpunkt. Einige signifikante Beispiele des Wandels der katholischen Kirche sind aber von niemand zu übersehen.

Innenstadtseelsorge

Die Innenstadtpfarreien, die infolge des sozialen Aufstiegs der Einwanderer ausgezehrt schienen, haben sich unerwartet erholt. 1980 sind sie zwar von anderem Charakter, aber doch wiederum Zentren zahlreicher seelsorglicher und sozialer Aktivitäten. Die Kirche hat ihre Verantwortung gegenüber den verbliebenen Bewohnern der „Inner-City“ – den unteren Schichten, den Angehörigen neuer Wanderungsbewegungen, den in mancher Hinsicht vom Fortschritt und gesellschaftlichen Aufstieg Ausgeschlossenen – entdeckt. Die Erhaltung gemischtrassiger Schulen, die Organisation der Nachbarschaftshilfe (community organising), die Unterstützung bei der Entwicklung eines sozialen Bewußtseins hat neue Kräfte mobilisiert. Schwierige, durch Nomadentum und Kriminalität gefährdete Projekte haben unkonventionelle Zusammenarbeit über die Grenzen der eigenen Kirche und Konfession hinweg gefördert: in der Bildungsarbeit, bei karitativen Initiativen, in der Gesundheitsfürsorge, bei der Wohnungsbeschaffung. Die neuen Aufgaben übernehmen idealistische, in der Regel jüngere Priester, Ordensschwestern und Laien, die im Team arbeiten. Einige Gruppen (z. B. COPS in San Antonio, Heights Community in Cleveland, South Bronx Association, Flatlands Ministerial Groups in Oakland) sind zum Vorbild für zahlreiche Seelsorgeteams geworden. Seit zehn Jahren organisiert das von Msgr. J. Egan gegründete „Catholic Committee on Urban Ministry“ die neuen Versuche in vielen Teilen des Landes.

In der Innenstadt zeigt sich die amerikanische kirchliche Aktivität in ihrer besten Form: Sie ist nahe am Menschen, sie wirkt durch ständige Gegenwart, sie vermag die Vorzüge eines gekonnten Managements voll auszuspielen. Umfassende politische, aber auch geistliche Aktivitäten – u. a. die charismatische Er-

neuerung – haben in diesen Gemeinden ihre Basis. Die Hierarchie mußte neue, nicht immer gern akzeptierte Pflichten übernehmen. Mit der Umschichtung der Pfarreien und mit den gewandelten Aufgaben des Pfarrklerus sind den Bischöfen soziale Aufgaben zugefallen, die beim Fehlen eines über die Pfarrei hinausgehenden kirchlichen Steuersystems oft nur schwer zu bewältigen sind, die aber diese Letztverantwortlichen der Seelsorge stärker mit sozialen Problemen – Verstädterung, Arbeitslosigkeit, Rassenspannungen, Ökologie, Unterentwicklung – in Verbindung bringen. Die entsprechenden Abteilungen der Nationalen Bischofskonferenz (USCC) vermögen aus direkter Kenntnis Einfluß auf politische Prozesse auszuüben. Die vom Bischof von Atlanta, Paul Hallinan, auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil gegen den Widerstand zahlreicher amerikanischer Kollegen erhobene Forderung nach einer „lebendigeren, bewußten und fruchtbaren Teilnahme an der Messe“ bietet ständig – ebenso wie zahlreiche pastorale Experimente – Ansatz für bischöfliche Interventionen. Die immer wieder verschobene Entscheidung über die Handkommunion in den letzten Jahren ist ein Beispiel dafür. Das kirchliche Leben ist vielfältiger, aber auch komplexer geworden.

Theologenausbildung

Gläubige haben ein Recht auf die Wahrheit, Bischöfe wachen über die Authentizität der christlichen Botschaft, Theologen sind notwendig zu ihrer Deutung, so verteilt Johannes Paul II. an einer der traditionellen Ausbildungsstätten für Theologen – der Catholic University in Washington, D. C. – die Rollen innerhalb der Kirche. Mit der zuletzt genannten Gruppe bezeichnet er nicht nur Priester. Theologen sind in zunehmender Zahl auch Laien. Auch in den USA sind sie vielerorts zu Trägern der Seelsorge und Verkündigung geworden. Die beiden wirkungsvollsten spirituellen Bewegungen der Nachkonzilszeit – die charismatische Bewegung und die „Marriage Encounter“-Bewegung – gehen auf ihre Initiative zurück. Andere Bereiche, in denen die Botschaft von „Laientheologen“ gedeutet wird, sind die Studentenseelsorge, der schulische wie außerschulische Religionsunterricht, Erwachsenenbildung und Missionstätigkeit. Trotz der vielfältigen Arbeit, welche diese in der katholischen Kirche lange vernachlässigte Mehrheit leistet, ist ihr Beruf noch wenig strukturiert. Es sind zahllose Wege, über welche Männer und Frauen in ihrer Kirche zu dem ihnen eigenen Apostolat gelangen. Durch den Besuch von Fortbildungseinrichtungen, Sommerkursen, Vortragsreihen bereiten sie sich oft über Jahre hinweg – neben einem sie bereits stark beanspruchenden Beruf – auf eine Tätigkeit als Seelsorger, Lehrer, Theologe vor. Die Zahl derer, die ein volles theologisches Studium absolvieren, wächst zwar, stellt aber im Vergleich zu den hauptamtlich Beschäftigten in der Kirche eine Minorität dar.

Will man darum am Beispiel der Theologenausbildung insgesamt ein Stück der veränderten amerikanischen katholischen Kirche illustrieren, dann hat man weitgehend noch von dem Ausbildungsgang der Priester zu handeln, der im übrigen deutlicher in einen Vergleich zu vorkonziliaren Zeiten gebracht werden kann. Die Mehrzahl der Kandidaten für das Priestertum wird auch heute noch in 120 unter der Oberaufsicht der Bischöfe stehenden Seminarien ausgebildet. Doch setzt sich in ihnen die französische Tradition von St. Sulpice, die einst diesen Stätten das Gesicht gegeben hat, nicht mehr einfach unschöpferisch fort. Längst vermitteln auch sie mehr als nur die Essentialien der zukünftigen priesterlichen Tätigkeit. Doch die Komplexität des neuen kirchlichen Lebens, das zu charakterisieren die Absicht dieses Beitrags ist, wird – von einigen Ausnahmen abgesehen – in diesen Häusern nicht transparent.

Ein deutlicheres Spiegelbild des gegenwärtigen kirchlichen Lebens sind neue Zentren der Theologenausbildung, wie ein Zusammenschluß theologischer Hochschulen (Episcopal School, Andover Newton, Harvard Divinity School, Jesuit School of Theology) in Cambridge, Mass., gemeinschaftliche Ausbildungsstätten in St. Louis, St. Meinrad und Berkeley (Graduate Theological Union). In allen Fällen war die Entscheidung, die zu einer derartigen Institution führte, ein mutiger Schritt. Der Lebensstil nicht nur der Ordensstudenten, sondern auch der Weltpriesterstudenten war vorher klosterähnlich konzipiert. In ihrem Äußeren waren sie als Studenten der Theologie erkennbar. In den meisten Fällen hatten sie sich als Bürger einer internationalen kirchlichen Kultur gefühlt.

Der Weg nach Berkeley – nur dieses eine Beispiel sei kurz skizziert – bedeutet einen traumatischen Verlust von Identität. Nicht mehr irische oder italienische katholische Vorstellungen prägen Studium und Leben, sondern ein multikulturelles Milieu. Berkeley ist in den Tagen des Umzugs das Eldorado zahlloser religiöser Bewegungen, angefangen von den Jesus People bis hin zu den Varianten östlicher Frömmigkeitsformen. Experimente der Gruppendynamik – später unter dem umfassenden Titel „human potential movement“ zusammengefaßt – gehören zum Bereich der Erfahrungen, die jeder, der „in“ sein will, einmal gemacht haben muß. Niemand kann sich aus den Befreiungsbewegungen heraushalten, welche die Richtung der Zukunft zu bestimmen vorgeben. Politisch werden die Themen relevant, die nachher die ganze Gesellschaft zu geistigen Auseinandersetzungen herausfordern: die Umweltkrise, der Vietnamkrieg, die politische Korruption, die in Watergate ihren Höhepunkt erreicht, die internationalen Probleme des Hungers, der Unterentwicklung usw. Berkeley als geistiges Klima überträgt sich nach und nach auf die kleinen Kommunitäten, die in ehemaligen Fraternity-Häusern einen neuen Lebensstil entwerfen. Die Probleme, mit denen sie sich konfrontiert sehen, werden in Lektüre und Vorlesungen hineingetragen.

Als nicht minder bedeutsames Element der Theologenausbildung erweist sich der ökumenische Rahmen. Die beteiligten Kirchen (Baptisten, Anglikaner, Lu-

theraner, Methodisten/United Church of Christ, Presbyterianer, Unitarier und die katholische Kirche mit drei Theologaten der Jesuiten, Dominikaner und Franziskaner) entwickeln eine weitgehende Gemeinsamkeit der Studienorganisation, ein Doktoratsprogramm in Theologie, wissenschaftliche Institutionen, eine von allen finanzierte und ausgebaut Bibliothek usw. Teilnahmemöglichkeit an den von den einzelnen Schulen angebotenen Lehrveranstaltungen, wissenschaftliche Projekte, Fakultätskolloquien, ökumenische Gebetszeiten sorgen dafür, daß der Zusammenschluß nicht auf der administrativen Ebene bleibt. Für Studenten und Professoren, die aus einem sektiererischen Milieu stammen, ist der Prozeß der Annäherung nicht immer leicht. Die räumliche Nähe aber läßt ein langsames, geduldiges Bemühen zu.

Studenten, die ein geschlossenes katholisches Schulsystem genossen haben, kommen über die protestantischen Schulen zu einer neuen Kenntnis der religiösen Wurzeln Amerikas. Sie erhalten zu ihrer Überraschung Kontakt mit Schriftstellern, die ihrer Erfahrung näherstehen als ihre eigenen, trotz ihrer angeblichen Katholizität bisweilen bornierten schulbuchmäßigen Gewährsleute. Sie lernen theologische Modeerscheinungen goutieren, zu denen ihre eigenen Lehrer ihnen keinen Zugang verschaffen können. Aus dem gemeinsamen Bemühen – was für Amerikaner immer noch wichtiger zu sein scheint als für systemfanatische Deutsche – wächst Gemeinsamkeit des Fühlens und des Handelns. Es ist noch nicht abzusehen, welche über die Grenzen der eigenen Kirchen hinweggehenden pastoralen Initiativen aus der zusammen verbrachten Studienzeit hervorgehen werden.

Ein Stück nachkonziliarer Kirche hat sich hier entwickelt. Es steht zu hoffen, daß die mit der apostolischen Konstitution „*Sapientia christiana*“ (1979) einsetzende Prüfung der Theologenausbildung die eingeschlagene Richtung weiterverfolgt und denen Mut gibt, die sich hier auf den Weg gemacht haben.

Ökumenismus

Ein weiteres Zeichen innerkirchlicher Veränderung ist der Ökumenismus. Schon seit den sechziger Jahren sind die USA aus ihrer vorherrschenden protestantischen Verfaßtheit herausgetreten und – in den Worten Will Herbergs – zu einem „Drei-Religionen-Land“ geworden. Begleitet wurden die äußeren Veränderungen von einem nach dem Zweiten Weltkrieg ständig stärker werdenden ökumenischen Geist. Das Konzilsdekret „*Unitatis redintegratio*“ (1964) hat katholischerseits die offizielle Approbation erteilt. Umgekehrt haben aus amerikanischen protestantischen Kirchen hervorgegangene, für die Ökumene wichtige Papiere zu Taufe, Eucharistie, Amt und Lehrautorität die Zusammenarbeit zwischen den Konfessionen auf eine theologisch solide Grundlage zu stellen ver-

sucht. Die stärkere Hervorhebung des Freiwilligkeitsprinzips nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat das Gespäch mit anderen christlichen Kirchen gefördert. Erstaunlich ist das Verständnis, das die katholische Kirche in einer für sie unlegbar schwierigen Zeit der Veränderungen von nichtkatholischen Kirchenführern und Theologen erfährt (Marty, Lindbeck, Gilkey).

Offensichtlich hat man inzwischen einen Modus gefunden, die weiterbestehende Spaltung in der Übernahme gemeinsamer Aufgaben zu überwinden. Es erstaunt oft, wie weit die Zusammenarbeit in der Praxis geht. Wo das gemeinsame Ziel in der konkreten Bildungsinstitution oder der Teamarbeit gesichert ist, kann sich auch jeder – ohne Kritik und Anwürfe fürchten zu müssen – auf seine eigene Tradition berufen. Je näher sich die Konfessionen in der Zusammenarbeit kommen, um so stärker wird aber auch die Belastung, die mit der verbleibenden Rücksicht auf gesamtkirchliche Strategie entsteht. Der Papst hat bei seinem Besuch zur Geduld aufgerufen. Doch die wird immer schwerer. Vielen erscheint das Festhalten an Formen der Trennung oft als willkürlich und sinnwidrig. Das diskreditiert die Glaubwürdigkeit, die als Voraussetzung weiterer Bemühungen unerlässlich ist. Trotz zahlreicher Fortschritte steht die ökumenische Szene immer noch unter dem Bild des geteilten Jerusalem. Es ist *eine* Stadt, kein Zweifel. Doch die Teilung wird weiterhin schmerzlich erfahren.

Zum Ökumenismus gehörte in den USA immer auch die Beziehung zu den *Juden*. Die theologischen Gespräche über das Alte und Neue Israel, das Alte und Neue Testament tragen nicht mehr nur dazu bei, den Juden nach Jahrhunderten des Antisemitismus und der Schuldzuweisung am Tod Jesu die Hand zur Versöhnung entgegenzustrecken. Im Gegenüber zum Judentum erkennt die christliche Kirche ihren Auftrag als universalen Anspruch, der seine Abstammung von einem partikulären, territorialen Anfang und einem speziellen Bundesschluß nicht leugnen muß. Die an vielen Orten stattfindenden Gespräche zwischen Christen und Juden über Probleme der Moral und über die Parallelen der beiden Religionen im Verständnis von Liturgie, Sakramenten und Gemeinschaft erweisen sich als theologisch äußerst fruchtbar. Die Katholiken finden sich in ihrer Konzeption von Ritus, Institution und Gesetz häufig auf der Seite der Juden gegenüber den liberalen, die Individualität hervorhebenden Strömungen des Protestantismus. Jährlich zweimal stattfindende Kolloquien zwischen theologischen Schulen des amerikanischen Westens zum Beispiel haben dazu geführt, daß kein Student der Theologie mehr durch ein Curriculum hindurchgehen muß, ohne nicht einen Zugang zur jeweils anderen Religion erhalten zu haben. Auf diese Gespräche geht eine Fülle von pastoralen Initiativen zurück, die sich in wachsenden Gemeinsamkeiten in der Bildungsarbeit und in praktisch-sozialen Tätigkeiten der Gemeinden zeigen.

Rassenintegration

Neben dem Ökumenismus, einer Frage gesamtkirchlicher Bedeutung, gibt es für die katholische Kirche in Amerika spezifische Probleme, die aus der Eigentümlichkeit des Landes und seiner Gesellschaft stammen. Eines sei kurz erläutert: Die katholische Kirche hat – wie viele andere amerikanische Institutionen – ein Defizit auf dem Gebiet der Rassenintegration zu beheben. Die neue Dynamik, in der sie sich vorfindet, macht das zwar einerseits möglich und einen Fortschritt wahrscheinlich. Doch hat die Kirche – das mag überraschen – an den ungefähr eine Million zählenden schwarzen Katholiken viel gutzumachen. Zwar sind die Zeiten von getrennten Kirchenschiffen, gesonderten Orden für schwarze Schwestern, der exklusiven Zuständigkeit eines katholischen Männerordens für die Arbeit unter den Andersrassigen, des eigenen Priesterseminars (Bay St. Louis) vorbei. Es gibt 30 schwarze Priester, sogar fünf schwarze Bischöfe. Doch die Unzufriedenheit unter den schwarzen Katholiken signalisiert, daß beileibe nicht alles zum besten steht. Sie sind in den kirchlichen Ämtern noch unterrepräsentiert und fühlen sich durch den Hinweis irritiert, es gebe keine geeigneten Kandidaten. Schwarze Katholiken gewinnen den Eindruck, sie hätten in der Vergangenheit ihre Anpassung zu teuer, d. h. mit dem Verlust ihrer kulturellen Eigenart – im Beten, Singen, Predigen – erkaufte. Sie erheben darum jetzt die Forderung nach Anerkennung und Beteiligung auf allen Ebenen. Damit bringen sie die Kirche in nicht geringe Verlegenheit.

Welche Wege beschritten werden müssen, um das Ziel zu erreichen, darüber gibt es auf den in den letzten Jahren häufig stattfindenden „workshops“ zum Thema „Schwarze Katholiken“ ganz unterschiedliche Vorstellungen. Eine Gruppe wünscht sich eine stärkere Integration mit der weißen Bevölkerung und fordert aus diesen Gründen gleiche Rechte. Eine andere Gruppe ist eher auf eine Absonderung bedacht, die nach ihrer Ansicht notwendig ist, um die eigene kulturelle Identität zurückzugewinnen. In der Lösung dieser Alternative scheint es kein einfaches Entweder-Oder zu geben.

Dieses Dilemma zwischen Integration und Absonderung führte zu der die ganze Welt schockierenden Tragik von Georgetown. (Auch wenn es sich hier um schwarze Baptisten handelt, die zugrunde liegenden Probleme sind dieselben.) Im Gegensatz zu vielen anderen schwarzen Kirchen und Sekten hatte sich der People's Temple of San Francisco unter der Leitung Jones' von Anfang an um eine soziale und politische Integration der Rassen bemüht. Seine Leistungen im Kampf gegen Arbeitslosigkeit, Armut, Jugendkriminalität, Alkoholmißbrauch und Drogen waren unbestritten. Sowohl die Stadt als auch die Zentralregierung in Washington hatten ihm dafür Anerkennung gezollt. Und doch scheiterte sein Integrationsbemühen. Sicher spielte Jones' Führergestalt dabei eine Rolle; es mag ihn gereizt haben, die Grenzen seines Einflusses und seiner Herrschaft zu testen.

Ein nicht zu unterschätzender Grund für das Scheitern aber bestand in der Ablehnung seiner sozialen und politischen Pläne durch die anderen schwarzen Kirchen in der Umgebung von San Francisco. In einer Beschränkung auf ihre spirituelle, charismatische Tradition hielten sie das Projekt einer Integration mit politischer Zielsetzung für verfehlt. Es muß als tragisch angesehen werden, daß Jones zur gleichen Schlußfolgerung gelangte, diese Schlußfolgerung aber – bei aller Übereinstimmung im Prinzip – nur noch in einer radikalen Trennung von seinen schwarzen und weißen Mitbürgern verwirklichen zu können glaubte. Seine Einsicht trieb ihn zur Flucht, zum Auszug aus dem feindlichen Land, zum – wie es in religiöser Sprache hieß – Exodus. Dort aber führte die selbst auferlegte Isolation – aufgrund unbeschreiblicher Zwänge und psychischer Einkapselung – zum Selbstopfer von mehr als 900 Menschen. Über die Einmaligkeit der besonderen Umstände hinaus behält das Massaker von Georgetown, Guayana, einen makaberen Sinn in einer verzweifelten Rassenkonstellation.

Gewiß ist es zu wünschen, daß die Dynamik der sozialen Bewegung, die in Martin Luther King ihren Führer gefunden hat, nicht stirbt, aber niemand kann sich darüber hinwegtäuschen: jahrhundertealtes Unrecht wird nicht in einem Jahrzehnt der Versöhnung ungeschehen gemacht. Die katholische Kirche tut gut daran, ihren Teil der Verantwortung sehr ernst zu nehmen.

Dynamik beschränkt sich für die nachkonziliare amerikanische Kirche nicht auf innerkirchliche Veränderung. Auch wenn das den Zweifel verstärkt, nimmt sie in vielen Bereichen das Gespräch mit der Welt auf. Allerdings ist sie hier nicht auf Erfolg abonniert. Als Einwandererkirche lag ihre bisherige Stärke eher auf dem Gebiet der Organisation und weniger im intellektuellen Dialog. Dazu sind die sozialen Spannungen keineswegs abgebaut. Es ist nicht zu verwundern, wenn das Gespräch mit der modernen Welt nicht immer ungestört verläuft.

In einem vollständigeren Bild der gegenwärtigen katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten wären noch viele einzelne Elemente zu zeichnen. Ein Redakteur der Jesuitenzeitschrift „America“ hatte vor dem Papstbesuch in seinem Land die Idee, prominente Katholiken danach zu befragen, was sie, hätten sie die Chance, dem Papst in einem Fünfminutengespräch sagen würden. Dabei werden dann all die Themen aufgezählt, von denen ein informierter Beobachter erwarten würde, daß sie Gegenstand einer solchen Audienz sein würden: geistliche Führung, Gerechtigkeit und Frieden, Ökumenismus, Minderheiten in der Kirche, Frauen, kirchenrechtliche Probleme. Der bekannte Theologe Charles Curran läßt bei der Befragung das Hauptproblem der amerikanischen Kirche nochmals anklingen: „Das wirklich erste Problem der Tagesordnung ist, wie Führung (leadership) wirklich gut praktiziert, aber zugleich wie die Autonomie des einzelnen anerkannt, wie gesichert werden kann, daß der Prozeß immer dialogisch bleibt.“ Das ist das Problem der Kirche, die aus einer Geschlossenheit in eine offene Gemeinschaft drängt.